

dtv

ZONI WEISZ

Der vergessene
Holocaust

Mein Leben als Sinto,
Unternehmer und Überlebender

Aus dem Niederländischen
von Bärbel Jänicke

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Das Buch ist auch als eBook erhältlich.

Die Übersetzung dieses Buches wurde von
der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature



Deutsche Erstausgabe 2018
© 2016 Zoni Weisz and Uitgeverij Luitingh-Sijthoff B. V.,
Amsterdam, The Netherlands
Titel der niederländischen Originalausgabe:
›De vergeten Holocaust. Mijn leven als Sinto, ondernemer en overlevende‹
erschienen bei Luitingh-Sijthoff B. V., Amsterdam
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Isabella Grill/dtv unter Verwendung eines Fotos
aus dem Privatbesitz des Autors
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: CPI/Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28164-5

Für Elly, die mir alles gegeben hat

Finsternis kann keine Finsternis vertreiben.
Das gelingt nur dem Licht.

Hass kann den Hass nicht austreiben.
Das gelingt nur der Liebe.
Martin Luther King

INHALT

Vorwort – Uwe Neumärker	11
Einleitung	13
1. Eine Welt, die es nicht mehr gibt	15
2. Der Überlebende	35
3. In der Schusslinie	61
4. Wie ich heiÙe	85
5. Die frühere Königin	117
6. Ein »edler Wilder« in Amsterdam	136
7. Türen in meinem Kopf	166
8. Verbot und Anerkennung	194
9. Eintreten für unser Recht	217
10. Das Ungeheuer hat seine Zähne verloren	244
11. Festgesetzt im Dreiländereck	267

ANLAGEN

Stammbaum Zoni Weisz	284
Eine kurze Geschichte der Sinti und Roma	286
Glossar Romanes	307
Karte: Die Migration der Roma und Sinti in Europa	308
Karte: Verteilung der Porajmoslager in Europa	310
Bibliografie	312
Ein Sinti-Lied	314
Bildnachweis	318

VORWORT

Johan Weisz – mit Sinti-Namen Zoni genannt – hat als Kind das Schlimmste erlebt, das einem Menschen widerfahren kann: den Verlust von allem, was ihm lieb war. Seine Befreiung 1945 ist zwar die Befreiung von der Angst vor Gewalt und Mord, aber keine Befreiung von den erlebten Traumata; ein Vergessen ist unmöglich.

Zoni ist mit seinem Schicksal unter den jugendlichen Überlebenden keine Ausnahme – eine Ausnahme aber stellt die Art und Weise dar, wie es ihm gelungen ist, sich entgegen allen inneren und äußeren Widerständen ins Leben zu kämpfen und eine Normalität zu erlangen und sich dabei – alles andere als selbstverständlich – von Beginn an zu seiner Herkunft als Sinto zu bekennen. Denn auch nach Kriegsende begegnet die Gesellschaft den Angehörigen der Minderheit mit Ignoranz, ja mit Ablehnung und Ausgrenzung. Niemand außer den eigenen – ebenso traumatisierten – Leuten ist willens zu helfen.

Es dauert, wie bei fast allen Überlebenden des nationalsozialistischen Terrors, Jahrzehnte, bis Zoni beginnt, über seine Erlebnisse öffentlich zu sprechen. Er findet die Kraft, für die Anerkennung des Völkermords und für die Gleichberechtigung der Sinti und Roma zu kämpfen. Das Erinnern und der Kampf gegen Schweigen und Vergessen sind ihm Pflicht – Zoni ist die Stimme der Opfer und der Überlebenden, wie diese seine Autobiografie eindrucksvoll belegt. Unermüdlich klärt er über den Völkermord an den Sinti und Roma – den, wie er es nennt: »vergessenen Holocaust« – auf. Sein Bemühen ist von vielen Rückschlägen und wie-

derkehrender Ernüchterung begleitet, doch Zoni gibt nicht auf. Zoni ist aufgrund seiner Persönlichkeit und seines Wirkens Vorbild und Identifikationsfigur für Angehörige der Minderheit jeden Alters – in den Niederlanden, in Deutschland, ja, weltweit. Er ist es auch für uns »Gadje«.

Seit Jahren setzt Zoni sich für eine behutsame kulturelle Öffnung der Sinti und Roma ein, klärt über ihre Gepflogenheiten auf. Zugleich appelliert er an »seine Menschen«, die eigene Kultur in jedem Fall zu wahren und sich gegenüber der Mehrheit weiter zu öffnen und zu erklären. Denn: »Unbekannt macht unbeliebt«, so seine Worte. Die Sinti und Roma gehören zu den Kulturen ihrer jeweiligen Heimatländer und zur europäischen Kultur – und sind eine Bereicherung, keine Last. Angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen und ihrer Millionen Opfer, darunter mehrere Hunderttausend Roma und Sinti, trägt Deutschland eine besondere Verantwortung für die Wahrung der Menschenrechte. Zugleich versteht sich die aufgrund der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges gegründete Europäische Union als Gemeinschaft der Werte. Der höchste dieser Werte ist der Schutz der »unverletzlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen« (Präambel des Vertrags über die Europäische Union). Roma und Sinti haben dieselben Rechte und Pflichten wie jeder Europäer, aber noch immer nicht dieselben Chancen. Antiziganismus ist Alltag – auch in Deutschland und den Niederlanden.

Als wir 2012 das Mahnmal für die ermordeten Sinti und Roma Europas in Berlin – gleich neben dem Reichstagsgebäude – einweihen, gab es die Hoffnung, dass dieses sichtbare Zeichen deutscher Verantwortung nicht nur Symbol bleibt, sondern die politisch Verantwortlichen zum Handeln bewegt. Die Bilanz ist ernüchternd. Und dennoch: Zoni Weisz kämpft weiter; es ist seine Berufung. Dafür danke ich Dir ganz persönlich, mein Freund!

Uwe Neumärker

Direktor der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

EINLEITUNG

Kein Mensch ist nur *Eines*. Wir haben eine Nationalität, eine Ausbildung, einen Beruf, eine Familie. Dieses Buch handelt von alledem, was ich in meinem Leben bin oder gewesen bin. Ich bin Ehemann, Vater, Großvater, Florist, Gestalter, ein Sinto und ein Überlebender des Holocaust. Keine dieser einzelnen Rollen meines Lebens erzählt meine ganze Geschichte, erst gemeinsam machen sie mich zu dem, der ich bin.

Für dieses Buch musste ich aus meinem Gedächtnis schöpfen. Vor allem, was meine früheste Jugend angeht, habe ich kaum andere Quellen als meine eigenen Erinnerungen. Obwohl ich ein gutes Gedächtnis habe, bin ich natürlich nicht unfehlbar. Außerdem muss ich die Regeln beachten, an die alle Sinti gebunden sind. Ich kann – zumal, wenn es um unser Brauchtum geht – nicht alles erzählen, damit würde ich ungeschriebene Regeln übertreten. Überdies möchte ich die Privatsphäre einiger Personen schützen.

Ich hoffe, dass meine Geschichte jedem, der einen schwierigen Start ins Leben hatte, eine Hilfe sein kann. Man kann vieles überwinden, wenn man es nur will und die richtigen Menschen findet, die einem dabei helfen.

Bei diesem Buch – wie auch bei so vielen anderen Dingen, die ich tue – war mir meine Frau Elly eine große Hilfe. Sie ist für mich von unschätzbarem Wert. Ich danke auch dem Journalisten und Autor Philip Dröge dafür, dass er an den richtigen Textstellen Punkte und Kommas gesetzt hat.

Ich danke meiner Tante Leen sowie Annie und Gonnie, die mich

ZONI WEISZ

in der dunkelsten Phase meines Lebens liebevoll in ihre Familie aufnahmen und mir so eine Zukunft gaben.

Zoni Weisz, Dezember 2015

1.

EINE WELT, DIE ES NICHT MEHR GIBT

Es ist ein Tag wie jeder andere. Aus meiner Wohnung im ersten Stock eines Hauses in der Amsterdamer Zeilstraat gehe ich die Treppe zu meinem Laden im Erdgeschoss hinunter.

Es ist noch leicht dämmerig, daher mache ich zunächst das Licht an; dann schließe ich für das Personal, das bald kommen wird, die Tür auf. Wie immer schaue ich in den Terminkalender, um zu sehen, welche Bestellungen darin notiert sind. So weiß ich ungefähr, wie mein Tag aussehen wird.

Die kalte Morgenluft schlägt mir entgegen, als ich, wie jeden Tag, nach draußen gehe, um einen Blick auf das Schaufenster zu werfen. Das Fenster sieht noch gut aus. Dies ist der beste und schönste Blumenladen in Amsterdam-Süd, vielleicht auch in der ganzen Hauptstadt, und das sieht man von draußen. Das Schaufenster ist mein Stolz und meine Visitenkarte.

Nicht nur mit meinem Geschäft kann ich sehr glücklich sein. Ich bin noch nicht dreißig und alles läuft wie geschmiert; mein Leben fühlt sich komplett an. Oben füttert meine Frau gerade unseren neugeborenen Sohn Sander. Zwei Wochen ist er alt, mein erstes Kind. Mir war nicht bewusst, dass ein Mensch einen anderen so innig lieben kann.

Aber warum fühle ich mich dann so fürchterlich elend? Meine Füße sind schwer wie Blei; jeder Schritt, den ich gehe, kostet mich große Mühe, tief in meinem Inneren scheint ein scharfes Messer zu stecken. Obwohl ich acht Stunden geschlafen habe, bin ich völlig erschöpft.

Während ich zusehe, wie die Menschen mit dem Fahrrad und der Straßenbahn zu ihrer Arbeit eilen, spüre ich einen Kummer, den ich kaum bezwingen kann. Einen alten, tiefen Schmerz, der urplötzlich in mir aufgestiegen ist. Fast hätte ich vergessen, dass ich ihn in mir trage.

Letzte Nacht hatte ich einen schrecklichen Traum. Mit meinem neugeborenen Sohn in den Armen lief ich über eine schneebedeckte Ebene. Es war eiskalt; der Wind schnitt mir durch die Lumpen, die ich trug. Wir waren nicht allein. Mit uns taumelten Hunderte durch die Nacht: Männer, Frauen, Kinder. Wir wurden von Soldaten mit Hunden gehetzt, die ständig schrien, dass wir nicht stehen bleiben dürfen.

Unsere Bewacher sehe ich auch heute Morgen noch haarscharf vor mir. Sie trugen grüngraue Uniformen mit schwarzen Lederkoppeln und glänzenden hohen Reitstiefeln. Diese Uniform erkenne ich unter Tausenden: Sie waren Mitglieder der SS. Und so verhielten sie sich auch. Die Bewacher schossen jedem, der nicht mehr mithalten konnte, gnadenlos in den Kopf. Ohne Pardon. Selbst die Kranken und Verwundeten mussten weiter, strauchelnd und notfalls mit blutenden Füßen. Auszuruhen, und sei es nur *eine* Sekunde lang, kam einem Todesurteil gleich.

In meinem Traum war ich in heller Panik, voller Angst, dass ich es nicht schaffen würde. Mein kleiner Sohn, der auch in meinem Traum kaum zwei Wochen alt war, schien immer schwerer zu werden. Meine Arme wurden mit jedem Schritt kraftloser. Bald würde ich ihn nicht mehr halten können, und das kleine Bündel würde mir aus den Armen fallen.

Im Traum war mein Körper von Kummer erfüllt. Ich wollte ihn nicht zurücklassen, wollte meinem Körper, der immer mehr an Kraft verlor, nicht nachgeben, aber ich konnte doch nicht mehr. Der Augenblick, an dem ich ihn fallen lassen würde, rückte immer näher.

Als ich aufwachte, war die schneebedeckte Ebene verschwun-

den, doch die Trostlosigkeit meines Traumes verding sich wie ein zäher Nebel in meinem Geist.

Natürlich hatte ich, wie jeder Mensch, schon öfter Albträume. Doch keiner war je so entsetzlich wie dieser. Das Bild, das mir letzte Nacht durch den Kopf gespukt war, war so detailgenau und lebensnah, als hätte ich wirklich an diesem Todesmarsch teilgenommen.

Denn darum handelte es sich, wie mir sofort nach dem Aufwachen bewusst wurde: Ich befand mich auf einem der berühmtesten Todesmärsche. Deren Schilderungen kenne ich nur allzu gut. Ende des Zweiten Weltkrieges haben die Nazis Menschen in den Konzentrationslagern vor den nahenden russischen Truppen zum Abzug gezwungen. Es war der strenge Winter 1944–1945, doch das hielt diesen Exodus nicht auf. Tausende kamen auf diesen Märschen durch Hunger, Durst, Erschöpfung, Krankheit und die Kugeln ihrer Bewacher ums Leben. Wer überlebte, war sein Leben lang gezeichnet.

Ich selbst habe keinen dieser Märsche miterlebt. Ich war nie in einem Konzentrationslager inhaftiert. Aufgrund eines läppischen Zufalls und dank des rechtschaffenen Charakters eines niederländischen Polizisten habe ich als Siebenjähriger den Zug nach Auschwitz buchstäblich verpasst. Doch ich kenne die Geschichten über die Menschen, die auf diesen Märschen vor Erschöpfung starben. Ich habe darüber Dokumentarfilme gesehen und Bücher gelesen. Außerdem ist mein Vater in Hitlerdeutschland umgekommen. Nicht auf einem Todesmarsch, doch unter sehr ähnlichen Umständen. Wie meine Mutter und meine Geschwister ums Leben gekommen sind, weiß ich damals noch nicht.

Die Bedeutung des Traumes ist klar: Ich habe Angst um mein Kind. Angst, dass ihm dasselbe passieren könnte wie zahllosen anderen Verfolgten meines und seines Volkes.

Vergangene Nacht, zwanzig Jahre nach dem Ende des Krieges, scheint es, als sei der Schmerz und das Leiden meines Vaters und

aller anderen Kriegsoffer durch einen Traum auf mich übertragen worden. Ein Trauma mit Verzögerung. Vielleicht ist es die Geburt meines Sohnes, die in meinem Geist diese neue Luke geöffnet hat, oder vielleicht ist es einfach die Zeit, die den Schmerz wie einen Bumerang zurückwirft. Jahrelang habe ich so getan, als ob ich mich von alldem Elend, das meiner Familie im Krieg widerfahren ist, freigemacht hätte. Aber heute, an diesem Wintermorgen im Jahr 1965, ist der Holocaust in mein Leben zurückgekehrt. Und ich weiß, dass er nie mehr daraus verschwinden wird, denn er ist ein Teil von mir.

Meine Erzählung ist jedoch mehr als nur eine Erzählung von Krieg und Verfolgung. Die Geschichte meines Volkes ist selbst so groß, dass Nazideutschland dagegen verblasst. Sie ist älter als ich, und beginnt lange, bevor ich auf die Welt gekommen bin.

Mein Volk kam einst über die Berge und entlang mächtiger Flüsse aus Indien. Wir waren ein besonderes Volk. Wenn wir durch die trockene Steppe in eine Stadt gelangten, war das immer ein Fest. Das war auch gar nicht so erstaunlich, denn Musik und Tanz begleiteten uns auf all unseren Reisen. Unsere Vorfahren waren so virtuos, dass sie sogar in den Palästen der mächtigsten Maharadschas spielten.

Seit Menschengedenken waren wir unterwegs, und selbst den reichsten Herrschern gelang es nicht, uns mit Gold und Steinhäusern an *einen* Ort zu binden. Die Wagen meiner Vorfahren zogen im Laufe der Jahrhunderte immer weiter nach Westen. Warum? Das weiß niemand, einfach weil wir nichts über unsere grandiose Geschichte zu Papier gebracht haben. Meine Vorfahren konnten nicht einmal lesen und schreiben. Ihre Sprache war die Musik, und die vom Vater an den Sohn überlieferten Erzählungen bildeten die Chroniken unseres Volkes.

Von anderen wissen wir, dass wir in Persien waren. Von der dortigen Geschichtsschreibung wurden wir als Boten der Poesie und



Wohnwagen in einem Lager. Sie sind mit schönen Schnitzereien verziert.

des Glücks gefeiert. Unsere Klänge hallten eine gewisse Zeit in den Palästen dieses mächtigen Reiches wider. Doch selbst die herrlichen Lustgärten Isfahans und Schiras' konnten uns nicht zum Bleiben verleiten. Wir zogen weiter, denn die Unrast ist uns in die Wiege gelegt. Einige von uns landeten in Nordafrika; daher nennt man uns auf Französisch *Gitanes*, eine Verballhornung von »Ägypter«.

Jahrhunderte später tauchten wir plötzlich in Schriften aus Osteuropa auf, wo unsere Musik sowohl zum Synonym des Lachens als auch des Weinens wurde. Einige Jahrhunderte darauf malte Vincent van Gogh unsere Wagen in einem Feld in der Provence. Der spanische Komponist Manuel de Falla schrieb eine wunderbare Komposition über das reisende Leben, das wir führten. Damals durchzogen wir schon eine Weile das flache Land hinter den Dünen, wo die Menschen das Meer gebändigt hatten.

Europäer nennen uns *Gitanes*, Zigeuner oder *Manouches*. Wir selbst sagen lieber *Sinti*.

Wir sind ein Volk, das immer auf Reisen ist, nicht, um irgendwo anzukommen, sondern um unterwegs zu sein. Rastlosigkeit ist *das* Kennzeichen unserer Kultur. Ebenso wie unsere Regeln, von

denen einige so geheim sind, dass ich sie nicht einmal aufschreiben darf. Diese Gesetze schützen uns auf der großen Reise.

Im Gegensatz zu unserem Brudervolk, den *Roma*, haben unsere Leute immer, von Ort zu Ort ziehend, in Wagen gelebt. Der Bestimmungsort ist nicht wichtig; die Reise ist das Ziel. Wir ziehen von Aachen nach Lüttich, von Pécs nach Debrecen, von Enschede nach Maastricht, immer auf der Suche nach einem Ort, wo wir eine Weile bleiben können, wo das Leben gut ist und wir Freunde haben.

Doch schließlich brechen wir immer wieder auf. Niemand weiß genau, warum – auch wir selbst nicht. Und niemand weiß, wo wir morgen sein werden, nur, dass es anderswo sein wird als heute.

In diese jahrtausendealte Tradition werde ich am 4. März 1937 hineingeboren. Nicht in Isfahan oder der Provence – meine Wiege steht in einem Krankenhaus in Den Haag. Doch es wäre ein Irrtum, anzunehmen, dass ich deshalb ein Den Haager wäre. Sinti-Frauen gebären dort, wo sie sich gerade aufhalten. Es hätte auch Doetichem sein können, oder Coevorden, oder jedes Dorf dazwischen.

Hier ereignet sich jedoch etwas Besonderes: Mein Vater lässt mich auf dem Standesamt registrieren. Der Beamte des Einwohnermeldeamtes nimmt meine Namen in seine Akten auf und gibt mir damit die niederländische Nationalität und eine Identität. Das ist ungewöhnlich, vor allem in jener Zeit. Viele Sinti gibt es offiziell gar nicht, was in einer Welt, in der Tinte auf Papier oftmals die einzige Wahrheit darstellt, ein Problem ist. Das Einwohnermeldeamt bestätigt, dass es mich *gibt*.

Meine Eltern geben mir nicht *einen*, sondern gleich zwei Namen. Was für das komplizierte Leben, das ich als Reisender zwischen sesshaften Menschen führe, symbolisch zu sein scheint. Das macht mich flexibel, ist aber verwirrend, für andere wie auch für mich selbst. Für den niederländischen Staat heiße ich Johannes. Ein groß-